

Stenographien-
in Bocholt.
neuen Aufbaus - Kurios
4. Oktober, abends
einmalige Heiterkeit
Langenbergstraße.
angehen liegt daselbst
St. Beimbittel Nr. 6.

ntung!
von Dienstag an
ostfries.
ielfleisch
60 Pfg. an.
Goedhart,
Ostertor.

1 Mark!
os der beliebten
rger Lotterie.
Porto u. Liste 25 Pfg.
12. November.
Gewinnaussichten!
Gew., Gesamtw.
0 Mark
00 Hauptgewinn.
alt das General-Debit
Stürmer,
i. E., Langstr. 107.
rkäufer genau!!!

ng.
ut-
22
ff.

undschaft
Kunden

ommen.)
bisher.

folgt.
dieser
machen.

ffen.

äft.
Betrieb.

Bocholter Volksblatt

Amtlicher Anzeiger der Stadt Bocholt und benachbarter Orte.

Organ der Zentrumspartei.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil:
Redakteur Bernhard Jechreke in Bocholt.

Fernsprech-Anschluß Nr. 22.

Anzeigen kosten die Zeile oder deren Raum 10 Pfg.
Bei größeren Anzeigen und Wiederholungen derselben gewähren wir
entsprechenden Rabatt.
Anzeigen-Aufnahme jedesmal bis nachmittags 5 Uhr vor Ausgabe
der betr. Nummer. Größere Anzeigen wollen wir jedoch möglichst
vormittags übermitteln. — Reklamen kosten pro Zeile 30 Pfg.

Erscheint wöchentlich 7 mal. Der Samstags-Nummer werden das
vierteljährliche „Sonntags-Unterhaltungsblatt“ und das achtteilige
Illustrierte Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“ gratis beigelegt.
Preis vierteljährlich durch den Zeitungsboten ins Haus gebracht
oder von der Expedition abgeholt 1,25 Mark, von der Post abgeholt
1,25 Mark, durch den Postboten ins Haus gebracht 1,67 Mark.

Nr. 270.

Druck und Verlag von J. & H. Temming
in Bocholt.

Mittwoch, 5. Oktober 1904.

Für den Reklamen- und Anzeigentell
verantwortlich J. & H. Temming in Bocholt.

88. Jahrgang.

Ueber Volksbildung.

Von R. Lambrecht.

II.

Bevor ich nun das Nähere auf das Wesen der
Volksbildung eingehet, möchte ich eine dabei recht wichtige
Frage stellen und beantworten: Wer ist das Volk?
Der Schriftsteller, Künstler, Musiker, alles, was
nicht Berufsarbeit oder akademische Arbeit ist, in einem Topf
und nimmt dann als bürgerlicher Mensch heraus: das
Publikum, als das das Publikum: das Volk! Eine
weitere Kategorie ist das politische Volk. Man ist
dabei versucht, an die drei Millionen der Sozialdemo-
kratie zu denken. — Hören wir von Volksbildung, von
einem Volksbuche, einer Erzählung fürs Volk, so haben
wir gemeint das ungebildete Volk im Sinne, vor
allem die Bauernbevölkerung, in der sich eben jene Ideale:
Glaube zur Religion, zum Vaterland, zur Natur be-
sonders entwickelt finden. Freilich ist es sich ihrer
Natur nicht immer klar, weil dieses Gefühl
an sich ein ruhiges, friedliches ist; — es ist eben der
gesunde, fröhliche, friedliche Bauernstand! Im Gegen-
satz zu jenem steht das Volk der Städte, der Bürger-
stand, den manche gemeint sind, nicht unter den land-
läufig geltenden Begriff „Volk“ zu stellen. Für so
viele ist ja freilich das Volk die wertloseste Menge,
für andere das plebejische Element, an dem man
vorübergeht mit der unangenehmsten Empfindung, daß
ein Stückchen davon an dem Backstein haften blieb.
Für denjenigen aber, dem die Menschlichkeit im Herzen
brennt, ist die Menge die empfindlichste Volkseile, zu
der Christus in der Bergpredigt sprach, die große
Kinderseile, die leichtgläubig der härteren Fährten
folgt, und die aus dem Oben Gottes geborene
Menschenseile, die nicht verloren und untergehen darf
in der Sumpflust obdünner „Kunst“. Allerdings
schwermütiger Idealismus, Romantik dürfen wir nur
in Wenigen aus diesem Volk voraussetzen, aber tiefe
Religiosität, große, ernste Weisheit, geheimnisvolles
Wissen der Natur oder Weltkenntnis werden stets den
Stamm des unverdorbenen Volkes sein. Und in all
diesem Leben schimmert ein Gefühl, das mehr oder
weniger zum Idealismus emporsteigt oder dahin zu er-
stehen ist. Demnach braucht es der Volkskunst nicht
lange zu sein, ins Leben zu treten. Sie will allen
alles sein und in reicher Mannigfaltigkeit aus dem
Quell schöpfen, aus dem wir alle trinken: Menschen-
liebe! Sie soll das Volk verkörpern und vom Volk
verstanden sein! Gerade dieses letztere ist die Spitze,
daran die jetzt alle Versuche, das Volk für die Kunst
zu gewinnen, gescheitert sind. So kam es, daß man
die Kunst, um ihr bei dem Durchschnittsmenschen
Eingang zu verschaffen, volkstümlich zu gestalten, also
aus der Kunst sozusagen einen Notbehelf machte. Man
hat's gut gemeint, aber durchwegs gescheit gemacht.
Das Volk erwachte sich nicht an den Darbietungen,
es blieb kalt, gleichgültig. Sie und da vielleicht ein

auffachern der Empfindung, aber keine nachhaltige
Begründung. Kunstwerke sind aber vielfach noch die
fernen Götter, in die man sich erst hineinkleben muß,
sowie es selbst in der sinnlichen Natur Dinge gibt,
die wir nur durch Studium, Mikroskop, Fernrohr
erkennen können. Sodann gibt es Kunstwerke, die
schon zwar beim ersten Blick oder Lesen selbst den
ungebildeten ergreifen und zu geistiger Mitarbeit an-
regen; oder eben hierbei ist immer wieder das Ver-
stehen und Hineinkleben von hohem Werte, weil es
einstweilen den Kunstgenuss reizt und andererseits viel
intelligente Schönheiten, die nicht gerade auf der Ober-
fläche liegen, entdeckt und ein gewisses Vertrauens-
verhältnis mit dem Kunstgenusse erwirkt. Es mag sich ja
darüber streiten lassen, ob dem Kunstwerk die Be-
rufsbildung zur Seite treten darf, ob da nicht viel-
mehr ein für sich stehendes, aufgewogenes Kunstverständnis
erzeugt wird.

Was halten wir denn überhaupt von dem „guten
Geschmack“ des Einzelnen? Populäre Dinge som-
melt über zu der Menge, daß noch kein Mensch in
allen Teilen einen gleich guten Geschmack gehabt,
sondern in einem Teile oft sehr gut, in dem
anderen aber sehr schlecht. Wenn demnach an den Volks-
künstlern mit kurzen Erläuterungen und Belehrun-
gen beizuspringen wäre, um damit gleichsam dem
Kunstgenuss aufzuhelfen, dem Kunstverständnis
nachzuhelfen, so blüht dies gewissermaßen demselben
Zweck, wie die in einer Bergpredigt aufgestellten
Bergpredigt und Bistafeln. Aus solch allgemeinem
gegebenen Sinnworts mag jeder sich das Wort oder die
Kunstwerke aufbauen, die seinem Empfinden entspricht.
Es ist ja gewiß, daß alle Mittel über das Wesen
der Kunst nur individuell gelöst werden können in der
gesunden Seele des einzelnen Menschen, und zwar
geschieht dies empirisch, indem sich aus dem gleich-
gelösten Einzelnen die Lösung der Gesamtheit ergibt.
In seiner Denkfähigkeit „Bildende Kunst in der Schule“
lagt A. Seemann: „Das Kunstwerk schließt nur den
Menschen aus, der in die Seele des Betrachters
fällt. Findet er Mitternachts, so entwickelt sich die
Frucht, die ästhetische Lust.“ Und hieran möchte ich
einen Ausspruch Goethes anschließen: „Das Schöne
befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor,
und alle können es nicht entbehren. Das Schöne
muss befördert werden, denn wenige stellen es dar
und viele bedürfen es.“ Wer aber das wahrhaft
Schöne begreift und liebt, begreift und liebt auch das
Einfache; und das ist nicht nur der soziale Zweck der
Volkskunst, sondern auch die christliche, moralische
Pflicht derselben.

Der Volkskünstler dient diesem eminent sozialen
Zweck durch Belehrung und Aufklärung. In diese
populär-wissenschaftliche Richtung muß auch die populär-
funktionsfähige einfließen. Erst wenn die Kunst die
christlich-volksmäßige wird, kann sie uns eine Siegerin

über die Volkskassen geben. Sie wird die Volks-
vereinsräume bis zur Decke hinauf füllen, weil eben
in den Jahren der Vorträge die Lyra der Kunst-
darbietungen hinstimmt. Zwei Wege zum Volk sind
gebahnt: der eine, der zum Verstande, der andere,
der zum Herzen lenkt — und bekanntlich hat das Herz
eine stärkere Triebkraft als der Verstand. Das Publi-
kum des Volksvereins wird ein größeres und mannig-
faltigeres sein. Es werden diejenigen kommen, die
bisher der Wissenschaft wegen treue Besucher waren,
aber auch diejenigen, die für eine Anekdote des
Lebens Programms dankbar sind und auf die derbe
Kost gerne das leichter Verdauliche folgen lassen; und
endlich jene, die der Kunst wegen kommen und da-
durch auch dem eigentlichen Zweck des Volksvereins
näher gebracht werden. Mit dieser Verbrüderung kann
der Volksverein nur gewinnen. Er eröffnet hierdurch
weitere Perspektiven, wird allgemeiner, umfassender
und erhält eine größere Bedeutung dadurch, daß er
berufen erscheint, die Probleme der Kunst lösen zu
helfen und im Kampfe zum „Schutz gegen den Schmutz“
auch seine Stimme einzulegen.

Mit Resolutionen und Entwürfen sind wir bisher
nicht weiter gekommen; soziale Arbeit muß geleistet
werden. Der Ruf vom Regensburger Reichstags-
tag hat nicht verhallen; er hat uns allen ans Herz
gegriffen: Nunquam inferior, semper superior!
Wir müssen aber über die augenblickliche Begeisterung
hinauskommen zur Organisation!

Ueber das „Wie“ liegt ein ausgearbeiteter Plan
vor. Volkskassen sind die Lösung!

Bei der 52. Generalversammlung der Reichstags-
deutschen wird der Volksverein sich die Auffrischung
gefallen lassen müssen; — und daß es ihm gut geht,
dafür garantieren wir!

Deutsches Reich.

Bocholt, 5. Oktober.

Lippe-Stritt.

Ja sonst gut unterrichteten politischen Kreisen wird
bald 2. A. zufolge, angenommen, daß die Entschei-
dung über die lippe'sche Angelegenheit nicht so bald
erfolgen dürfte. Der Bundesrat als die Vertretung
der deutschen Bundesfürsten und freien Städte hat
sich zwar zur Entschcheidung derartiger Ehrenstreit-
igkeiten für zuständig erklärt, in Wirklichkeit aber war-
den die deutschen Fürsten diesmal persönlich berufen
sein, ihr Urteil abzugeben, und sie werden es natür-
lich erst tun, nachdem sie sich über die Reichsangele-
genheit unterrichtet haben, erforderlichenfalls auf Grund
von Gutachten angelegener Juristen. Der Bundes-
rat wird das von den beiden Streitenden Linien ein-
gehende Material nicht nur an die deutschen Bundes-
fürsten weitergeben, sondern die beiden Linien werden
sich voraussichtlich auch direkt mit den deutschen
Fürstenthümern in Verbindung setzen. Die spätere Be-

schlußfassung im Bundesrat wird dann nur noch
eine rein formale Bedeutung haben. Bis dahin wird
sich Lippe überhaupt nicht im Bundesrat verhalten
lassen, womit die Frage nach der Legitimation seines
Vertreters gegenstandslos wird. Der Weg des schieds-
gerichtlichen Verfahrens wird nicht mehr beschritten
werden.

Ein Beitrag zum Duellauszug.

Der typisch ist für die durch das Duellwesen be-
zogenen Verwirrung der Begriffe, wird aus Karls-
ruhe berichtet. Dort hat kürzlich ein Rechtsanwalt
aus Mannheim seine Frau aus der Wohnung eines
Leutnants herausgeholt. Der Leutnant hat sich durch
beleidigende Äußerungen, welche bei dieser Gelegen-
heit gefallen sein sollen, in seiner Ehre gekränkt ge-
fühlt und den Rechtsanwalt zum Duell herausgefordert.
Dieser hat die Forderung abgelehnt. Nach der sozial-
demokratischen Mannheimer Volksstimme ist zunächst
beim Rechtsanwalt der Versuch gemacht worden, eine
Erklärung darüber zu erhalten, ob er geneigt sei, die
Beleidigungen zurückzunehmen. Der Rechtsanwalt
gab schließlich folgende schriftliche Erklärung ab: „Ich
habe die Beleidigungen in größter Erregung ausge-
prochen und bedauere dieselben wegen des von mir
hochgeachteten Regiments, dem v. S. zugehört.“ Diese
Erklärung wurde als keine ausreichende Genug-
tunung betrachtet und ein Kartellträger überbrachte dem
Rechtsanwalt eine Forderung des Leutnants. Hierauf
gab der Rechtsanwalt schriftlich die Erklärung ab,
daß er jede Forderung des Leutnants ablehne, weil
dieser nach dem Vorgekommenen ihm nicht mehr fak-
tionsfähig erscheine. Das Blatt weist darauf hin,
daß der Rechtsanwalt der Verfasser einer 1890 er-
schienenen Broschüre „Die Quelle der Standesehre
des deutschen Offiziers“ ist, in der er mit großer
Wärme für den bestehenden Ehrengesetz des deutschen
Offizierskorps eintritt.

Von der Funkentelegraphie.

Wie Generalleutnant von Trella soeben berichtet,
hat er mit der drahtlosen Telegraphie nach dem
System „Telefunken“ noch auf eine Entfernung von
150 Kilometer tadellose Verständigung erzielt. In
Anbetracht der Terrainverhältnisse und der schwierigen
Lage, in der sich unsere Schützentruppen im Kampfe
mit den Feindern befinden, zeigt dieses Resultat, welche
bedeutende Rolle die Funkentelegraphie im Kriege zu
spielen berufen ist. — Nikolaus Bureau meldet aus
Kopenhagen, daß der Chef der Telegraphen-
Boullens eine neue Erfindung gemacht hat, wodurch
im Stande ist, auf einfache Weise ein Kontinuum
der elektrischen Wellen herbeizubringen. Dadurch wird
ermöglicht, die drahtlose Telegraphie so zu regulieren,
daß ein Auffangen der Depeschen von unbefugter
Seite völlig ausgeschlossen ist. Ferner bietet die Er-
findung die Möglichkeit der drahtlosen Telephonie,
ferner ermöglicht sie das Steuern eines Bootes und

Zwischen Lieb' und Pflicht.

Novelle von R. Sommer.

(Nachdruck verboten.)

Nein, da jüngste es schon wieder erpresst, und
nun leide sie auch schon an dem dünnen, schwarzen
Reiße des Mädchens, höher und höher wurde sie,
und —
Nun endlich kam Leben in die fast erstarrete Gestalt
des Mannes, er stürzte aus dem Zimmer, die Treppe
hinab, hinunter in den Garten, der Rasenplatz war
hier, aber aus der Tiefe des Gartens drang Weinen
und Stimmengewirr. Er folgte dem Geschehen, und
daß nicht daran, daß er die prachtvollen Bäume
geriet, daß er die kostbaren Gemächte fand, es galt
ja die eben in der Bekleidung verlorenen Sekunden
wieder einzuholen.
Von der anderen Seite stürzten auch der Baron
und Frau von Wattenberg herbei, sie waren ein paar
Schritte näher als er. Und nun lag der dunkle
Tannengrund vor ihnen.
Elisabeth, den schreienden Ansehen im Arm, von
Rauch und Flammen umgeben, hatte in diesem
Augenblick den Fels erreicht, im nächsten Moment
schon war sie mit dem Rinde hineingesprungen. Das
Wasser schlug klatschend zusammen.
Ein einziger lauter Schrei erfolgte, und dann war
der Barock als der erste am Bloß, totentleert, mit
angestarrtem, starrem Blick. Er machte eine Be-
wegung, um nachzufahren, aber in diesem Augenblick
erschien der Kopf des Mädchens wieder über dem
Wasser.
Ihre Hand griff nach dem Schiffe, das dicht dort
am Rande wuchs. Sie hob sich mit verzweifelter
Bewegung daran empor. Die andere hielt das Rind,
sie reichte es mit letzter Kraft dem Baron entgegen
und dann — versank sie wieder.
Was es Schwäche oder hatte das Schiff nach-
gelassen?
Das Wasser schlug wieder über dem brennenden
Kopf zusammen.
„Elisabeth!“

Es klang wie ein einziger Schrei der Angst, und
doch war es von beiden Lippen gekommen, sie wußten
es vielleicht selber nicht.
Frau von Wattenberg war nur mit dem Rinde be-
schäftigt, das sie wie eine gereizte Löwin an sich ge-
rißen hatte. — für sie glorierte das Mädchen nicht,
dieser Kopf ist noch einmal auslaucht, dessen Hände
ist noch einmal wieder nach Halt suchen. Herr von
Wattenberg hatte, sich weit vordringend, diese Hand
ergriffen — noch einen Moment — und — sie
war gerettet.
Wie ein unentbehrlicher Jubel lag es auf seinem
Antlitz, als er nun das halb bewußtlose Mädchen in
seinen Armen hielt.
Selbstvergessen preßte er den blonden Kopf an
seine Brust.
„Elisabeth!“
Es war ein eigener Ton, mit dem er ihren
Namen rief.
Da drüben, sein Weib, zuckte zusammen, wie von
einer Natter gekrochen und sahle Blöße bedeckte ihr
Gesicht, während die Füße des Doktors, die während
der ganzen Szene wie im inneren Kampf gekämpft hatten,
plötzlich wie aus Stein gehauen erschienen, so hart
und kalt waren sie.
Aber auch Elisabeth hatte dieser Ton ins Gehirn
zurückgedrungen.
Erstochen zurückfahrend, rief sie, wie sich be-
rinnen, mit der Hand über die Stirn, dann übergoß
Purpurdie ihr Gesicht, und mit einem leisen: „Ich
danke Ihnen“, wandte sie sich hastig ab, dem Rinde
zu, das dort in einiger Entfernung leise weinend im
Grase lag, während Marie und Frau Wattenberg
sich ängstlich mit ihm beschäftigten.
Sie wollte sich eben besorgen, daß dem Rinde
niederlassen, da sprang die gnädige Frau auf und
wies sie mit drohender Handbewegung zurück. Grün-
gelose Mut brach aus ihren Augen.
„Fort, rühren Sie mein Rind nicht an, Sie, die
sich seine Wörberin gewesen wäre. Werthlos bleiben
Sie nicht an seiner Seite, wie es ihre Pflicht war,
er hat anderwärts umhergelaufen. Sie — — —“
Eine Hand legte sich plötzlich schwer auf ihren Arm.

„Halt ein, Anna, oder — — —“ der Baron
atmete tief auf, dann sich gewaltig fassend, fuhr er
in ruhiger, aber ernster Tone fort: „Für meinen
Lippen sollte ein Dankgebet liegen für die Rettung
meines Kindes, anstatt die Retterin auf so unwürdige
Weise zu beschämen.“
Er wandte sich entschuldigend an Elisabeth.
„Sie, Fräulein Elisabeth, bitte ich, diese Worte zu
vergessen und sie der augenblicklichen Gemüthsstimmung
meiner Gemahlin zuzuschreiben.“
„Und nun, Herr Doktor, möchte ich Sie bitten,
Ihres Amtes zu walten und beide Verunglückte in
Ihre Hände zu nehmen, damit der böse Vorfall nicht
noch höhere Folgen habe.“
Ein rascher Blick Elisabeths glitt über das Doktors
kalte Züge. Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe
auf und sagte abweisend:
„Ich muß danken für ärztliche Hilfe, ich bedau-
ere nicht. Sobald ich meine Kleider gewechselt habe,
werde ich wieder zu Diensten stehen und das Rind-
amt bei Hermann übernehmen.“
Dann wandte sie sich und eilte schnell dem
Gange zu.
Der weinende Knabe hatte sich mittlerweile etwas
beruhigt, wenn auch die überhandnende Angst noch in
seinen zuckenden Armen zu sehen war. Auch er
wurde nun ins Haus getragen, entkleidet und der
Sorge des Arztes übergeben.
Der kleine Körper zeigte ziemlich heftige Brand-
wunden, aber der Knabe verhielt die Schmerzen
kühn, vielmehr fürchtete er noch Strafe für seine
Unvorsichtigkeit und seinen Ungehorsam.
Er hatte mit Schwefelsäure gespielt.
Es war von jeher sein unglücklicher Hang gewesen,
Feuer und Flamme zu sehen, womöglich sie selber
zu machen.
Man wußte dies und hatte stets alle gütlichen
Erwahnungen vor ihm verborgen.
Nun war es ihm aber doch gelungen, das so be-
liebte Spielzeug zu erhalten, und als Marie, des
Herrnwillens mit den Kindern müde, diese allein ge-
lassen hatte, war es sein erstes gewesen, die kleinen
Hölzer zu entzünden und sich damit ein Ver-

gnügen zu schaffen, das ihm Erlaube das Leben ge-
kostet hätte.
Einige Stunden später hatte Elisabeth bereits ihr
Pflegeamt angetreten. Sie sah neben dem Bett des
Knaben, welcher fast schlief.
Auch sie schloß sich matt und angegriffen, in ihren
Schläfen hämmerte es unaufhörlich, und die Zähne
schlugen wie im Fieberfrost zusammen.
Aber sie mußte sich beherrschen.
Niemand sollte es merken, daß sie litt. Um keinen
Preis wollte sie die Hilfe des verhassten Mannes, der
mit einem einzigen Worte die Vorwürfe der Gnädigen
hätte zurückweisen können und der nichtabschmeichel-
schwierig, — weil — nun, weil die bloße gelbhaarige
Erzieherin ihm so antipathisch war.
Da drüben öffnete sich eben die Tür und Marie
trat herein, sie war in geschmackvoller Toilette, und
das Strohpfädchen, das so leicht auf dem braunen
Boden gerollt lag, zeigte, daß sie zum Ausgehen bereit
sei. Sie näherte sich dem Bett des Kindes und sah
einen Augenblick in das gerötete Gesicht.
„Er schläft ja“, sagte sie leichthin, „da ist das
ganze Malheur schon wieder beseitigt.“
„Vielleicht, vielleicht auch nicht, Fräulein Marie“, er-
widerte Elisabeth in ihrer ruhigen Weise, indem sie
eine neue, ölgetränkte Kompresse auf das Verwunden-
legte, das eine große Wunde zeigte.
Die Knabe zuckte bei der Berührung zusammen und schloß die
Augen.
„Ich wollte, der Herr Doktor käme wieder, er
wollte sich selbst um die Brandwunden in der Apotheke
bemühen, es ist ja ein neues Mittel und noch nicht
überall eingeführt. Aber es geht ja bereits auf vier
Uhr und wir ist bange um das Rind.“
Marie drückte sich leicht auf dem Absatz.
„Nun, als Arzt muß er ja wissen, ob Eile so not
tut“, erwiderte sie achselzuckend. „Vielleicht war er
sonst wo verlagert — oder er hat es eben vergessen.“
„Vergessen?“
Elisabeth sah fast hart vor Staunen zu dem leicht-
gemütheten Mädchen hinüber, das dort vor dem Spiegel
einige kleine Döschen noch tiefer in die Schürze zog und
mit seinem lieblichen Bilde kokettierte. (Fortf. f.)

1. 25. Gaffhausstraße 20, -

